

LITERATURBERICHT

„Füße hast du und Flügel“

Neue religiöse Lyrik

Religiöses Bewußtsein zeigt sich literarisch gegenwärtig am stärksten im Vers. Gedichte sind die kürzeste Form, um Erfahrungen, Hoffnungen, Ängste, Kritik auszusprechen. Mit Gedichten kann man sein eigenes Bewußtsein klären. Mit Gedichten kann man sich seinen Mitmenschen zuwenden. Man kann sogar mit Gedichten beten.

Christliche Lyrik hat sich in den vergangenen Jahren aus dem Aschenputteldasein befreit. Sie wird literarisch und mancherorts sogar von Kirchenchristen wahrgenommen. Autoren und Autorinnen wie Kurt Marti, Rudolf Otto Wiemer, Josef Reding, Marie Luise Kaschnitz, Eva Zeller, Dorothee Sölle haben Lyrik aus christlichem Geist in den Feuilletons „hoffähig“ gemacht.

Für den *Österreichischen Literaturwettbewerb* ‚Christliche Lyrik‘ haben in diesem Sommer mehr als 700 Autorinnen und Autoren aus den vier deutschsprachigen Ländern ihre Beiträge eingeschickt. Im vergangenen Jahr wurde der *Meersburger Droste-Preis* zwei christlich geprägten Lyrikerinnen zuerkannt: der intellektuellen Hamburgerin Dorothee Sölle und der bäuerlichen Oberschwäbin Maria Menz. Während Dorothee Sölle als Autorin, Dozentin und gesuchte Rednerin zwischen den USA und der Bundesrepublik hin und her reist, war die Bauerntochter Maria Menz aus Oberessendorf (Kreis Biberach) nur wenigen bekannt. Sie hat nie eine höhere Schule besuchen können. Sie schrieb jahrzehntelang ohne öffentliche Resonanz. Martin Walser entdeckte sie. Gefördert vom Literaturarchiv Oberschwaben, erschien in drei Leinenbänden ihr lyrisches Werk.

Am 20. Juni 1983 ist *Maria Menz* 80 Jahre alt geworden. Der Rottenburger Bischof Georg Moser besuchte sie in ihrem Dorf und überreichte ihr den päpstlichen Orden „Pro Ecclesia“. Ein ungewöhnlicher Vorgang. Zum literarischen Drostepreis und zum Johann-Peter-Hebelpreis des Jahres 1982 gesellte sich die Anerkennung eines sensiblen Ortsbischofs.

Maria Menz schreibt aus einem tiefen Glauben an den Gott der Schöpfung und der Nähe des Geistes Jesu. Ihr ist – weitab vom politischen, wirtschaftlichen, literarischen Getöse – das Bewußtsein Seiner Gegenwart gelungen *und* geschenkt worden. Ihre Betrachtungen, Bilder und Gebete fließen aus der christlichen Existenz. In Gräsern, Blumen, Bäumen, in Bienen, Kühen, Katzen erkennt sie den gleichen kreatürlichen Geist, der in den Menschen am Werk ist. Noch unberührt von Darwinscher, Marxscher, Freudscher Gebrochenheit darf sie Schöpfungsordnung erkennen. Unberührt von den Geistesgrößen der Kulturgeschichte öffnet sich unverstellt glaubendes Erkennen den an jedem Ort und zu

jeder Zeit wirksamen Kräften des Schöpfergottes. Maria Menz weiß auf ihre Weise um den „Abgrund“ und um die „tödliche Werdung“. Man kann das Bewußtsein, das aus ihren Versen spricht, „sakramental“ nennen. *„Natur und Sakrament“* hat Maria Menz, geradezu formelhaft, eines ihrer Gedichte überschrieben. Darin schreibt sie:

Das macht schaudern,
daß wir den Abgrundmächten
so innig verhaftet sind.
Weiten Weg haben wir
zur Lichtheit des Wesens,
aus der die herrliche, schattenscheuchende Kraft
unbeirrbar das Gütigste wirkt.

Die Fülle vom obern Quell,
sie doch,
steigt sie zur Tiefe besitzergreifend,
sogleich setzt sie Gutes für Böses –
für Starrheit und Bangnis
Lauterkeit, Anmut, Würde und Glauben,
und siehe,
die holden Dinge kommen willig,
zu dienen.

Um das Verhältnis des Schöpfers zu seinem Geschöpf darzustellen, haben die Propheten und Dichter immer wieder das Bild vom Lehm gebraucht, der in der Hand des Bildners Gestalt gewinnt. Auch Maria Menz benutzt dieses Bild. Sie stellt sich vor, der Lehmklumpen habe eine Art von Bewußtsein. Und dieses erschne, seine seinsarme Bedürftigkeit erahnend, die Hand, den Atem, den Anschauungs-, den Erschaffungsprozeß des Gottes als des wahren und einzigen Meisters des Seins. Das Gedicht heißt „Die Anvertrauung“. Es spricht das Wissen, die Sehnsucht, die Hoffnung des Lehmklumpens aus, eingelassen zu werden in den großen Prozeß der Zeugung.

Stell dir vor, ein Klumpen Lehm –
ach, die Masse! –
habe dennoch eine Seele,
und zwar eine individuelle,
und er gebe sich, geformt zu werden,
in des Meisters Hand.
Eben Seele fühlsam,
Seele sinnend, wollend,
kniert er,
fliegt er,
sich des Bildners herrlichem Gedanken
ganz zu lassen –

leidet er
unterm Druck,
schmiegt er sich dem Schaffenden erstaunt.
Welche Preise
und Geschenke im Prozeß?
Eines grundhaft:
aus der meisterlichen Hoheit
die der Stoff begriff,
steigt die ungehemmte große Zeugung ...

Wahrscheinlich gibt es zur Zeit keine andere deutsche Dichterin, die so unmittelbar die Beziehung der Seele zum Schöpfergott in Versen darstellt.

Maria Menz lebte bis in die Gegenwart inmitten der keimenden, blühenden, befruchteten, reifenden, erntegelben, winterfalben Natur. Die Zerstörung der Natur hat in ihrem oberschwäbischen Dorf erst wenig um sich gegriffen. Mit der Jahrzeit erlebt sie die Tagzeit, mit den Jahrzeiten eines Menschen Zeit: Sie sieht das Wunder der Morgendämmerung. Sie mag die Ähre und Königskerze streicheln. Die strenge Rationalität in ihren Gedichten besticht. Ihre wachen Sinne berühren alle ihr erreichbaren Wesen. Sie sieht den Schöpfungsmorgen, Oktoberglut, und schon die Tötung des Waldes. Hier ihr Gedicht „Der Wald“:

Er steht, der Wald, in Rauhrefpracht,
er träumt sein reines Fest,
weil man ihn stehen läßt.

Er ist nur Insel in der Welt,
die sich brutal zermalmt,
die giftet, schießt und qualmt,

Die nur Profit und Zahltag kennt,
nur Tempo, Strahl und Strom
und dienendes Atom –

er atmet nicht mehr in der Hut
der Liebe: kommt der Zweck,
der rohe, fällt er weg.

Nein, diese Lyrik ist nicht harmlos. Sie verkleinert nichts zur Idylle. Friede, Feier, Fest ja; aber Mißachtung, Tötung, Sterben auch. Vielleicht ist Maria Menz die *letzte Nachfahrin* des mystisch frommen schwäbischen *Bauerndichters Christian Wagner*. Empfinden, Glauben, Denken *vor* den Dämpfen der Aufklärung.

Eine Generation jünger als Maria Menz ist die 1927 in Schlesien geborene Christa *Peikert-Flaspöhler*. Sie lebt mit ihrer Familie in Osnabrück. Literarisch weithin bekannt wurde Peikert-Flaspöhler durch den Gedichtband *„Zu den Wassern der Freude“*. Auf den Band *„Stellenangebot“* folgte *„Füße hast du und Flügel“*. Auch aus ihren Gedichten atmet die Liebe zur Natur. Eindrucksvoll,

schon fast ‚unzeitgemäß‘ spricht das Bewußtsein der Schöpfung. Das Jahr wird noch als Jahr der Kirche erlebt, mit den christlichen Festen als Höhepunkten des in Jesus menschengewordenen Heils. Generationsgemäß nimmt der beschädigte Mensch furchterregende Gestalt an. Die Bedrohungen des Glaubens nehmen zu. Die ehemals fast „natürliche“ Einheit von Natur und Glaube ist zerbrochen. Das Bewußtsein muß sich gegen die gottlose Geschäftsordnung der Gegenwart wehren. Es wurzelt nicht mehr in der Erde. Es ficht, bildlich gesprochen, gegen die Geister der öffentlichen Luft und der öffentlichen Zeit. Mit den Bedrohungen treten die Verluste ins Blickfeld.

In Peikert-Flaspöhlers Welt bleibt an Pfingsten „der Geist Gottes“ den meisten Menschen „stumm“. Pfingsten breitet sich – um im Bild zu bleiben – nicht mit dem Duft der Pfingstrosen im Bauerngarten aus. Die biblische Taube hat als Nachricht und pfingstliches Symbol keinen Ort in den Augen der Menschen. Pfingsten, meint die Autorin, könnte vielleicht als Katastrophennachricht in das Bewußtsein des Menschen treten, wenn Nachricht die andere Sehnsucht auslöst.

Der Pfingsthymnus gerät bei Peikert-Flaspöhler zur Pfingstanfrage, zur Pfingstklage:

Heiliger Geist,
wir kennen dich nicht.
Nichts spüren wir
von deiner göttlichen Kraft,
die den Kosmos beleben
und uns zur Liebe erwecken soll ...
Heiliger Geist,
dein Trost ist uns fremd ...

Geistbewußtsein, Schöpfungsbewußtsein, Osterbewußtsein stärken den Christenmenschen. Wie kämpft eine Frau um ihren Glauben an den „guten Gott“, wenn sie als erste und einzige Leibesfrucht ein behindertes Kind zur Welt bringt? Christa Peikert-Flaspöhler schreibt ein „*Schöpfungslied*“ aus den Augen des Rollstuhlmenschen. Die Symbiose mit dem heranwachsenden Kind im Rollstuhl gebiert ein „drittes Auge“.

Mein drittes Auge
wurde im Rollstuhl erschaffen
heraufgetrieben aus taublahmen Beinen
zur Stirn
im Absturz pendelnd

mich Restmensch
mich Neumensch
erschüttert der unvermeidliche Auf-Blick
Die Wieder-Holungen meiner früheren Augen
im Ausweiblick Neugierblick Jagdblick
im Schätzblick Blindblick Angstblick

mein drittes Auge
 im Rollstuhl erschaffen
 erschafft die Erde neu:
 Auf Pflasterwiesen geht
 eine Löwenzahnsone auf
 der Mittagsspatz am Papierkorb
 ist mein Freund
 ein Straßenbaum schreibt mir
 Rindenbriefe
 verschloss'ne Gesichter entdecken
 in Rissen: klopfe an!

ich probe den Ja-Blick

Die in den *Psalmen* und den ‚*Confessiones*‘ des *Augustinus* literarisch ausgesprochene *Sehnsucht nach Gott* schreibt Peikert-Flaspöhler weiter:

Seit wir die Erde erwandern,
 hält unser Sehnen
 Ausschau nach dir,
 fragt, wo du wohnst,
 sendet dir Schritte,
 Zeit und Tränen
 nach.
 Du aber schreibst
 deinen geheimnisvollen Namen
 nicht auf die Türen,
 die unsre Ungeduld
 aufstößt,
 um dich zu finden
 und festzuhalten.

Gefahr erwächst der Autorin aus der in manchen Gedichten sich vordrängenden Metaphernsprache. Anders als bei Marie Luise Kaschnitz in ihrem motivähnlichen Gedicht ‚Auferstehung‘ „mitten am Tag“ hält sich Peikert-Flaspöhler in ihrem Auferstehungsgedicht ‚*Mitten an einem Tag*‘ sehr an der Begriffs- und Metaphernsprache fest. Die aus dem Alltag sich abhebende Erfahrung wird nicht eigentlich erzählt. Auferstehung als wunderbar befreiender Augenblick wird mehr beteuert als real beschrieben. Hören Sie die überwiegend aus Genitivmetaphern und Begriffen aufgebaute erste Strophe:

Mitten an einem Tag
 Im Gefängnis
 der Hetze
 der Trauer
 der Leere

fallen auf einmal
die Gitter
schwinden die Mauern
strömt die Freude:
Ich lebe!

Löst der Ausruf des Staunens: „Ich lebe!“, Staunen aus? Das bleibt die Frage.

Aus biblischem Vorrat schöpft das Titelgedicht ‚Füße hast du und Flügel‘: Selbstanrede als Ermutigung zum Glauben, energetisch aufgeladen mit Gegensatzpaaren.

Füße hast du und Flügel
Erde trägt dich und Wind
Absturz droht dir und Turmbau
Wolke birgt dich und Kuß

Herzschlag in unseren Schritten
sucht die Enteigneten heim
aus den Spuren im Ödland
keimt das Senfkorn zum Baum

Lähmt der Riß dein Ich-Komme
schneiden Fesseln den Weg
folge dem Licht der Taube
Füße hast du und Flügel

Seit den 60er Jahren werden *polnische Gedichte* ins Deutsche übersetzt, in den jüngsten Jahren auch polnische *geistliche* Gedichte. Kein Geringerer als Karl Dedecius, Leiter des deutschen Polen-Instituts in Darmstadt, hat die Gedichte von Karol *Wojtyła*, des gegenwärtigen Papstes, herausgegeben. In seinem Prosagedicht ‚Wenn ich Vaterland denke‘ schrieb dieser 1979 unter dem Pseudonym Stanisław Andrzej Gruda:

Miteinander zusammengedrängt durch die Sprache bestehen wir in der Tiefe der eigenen Wurzeln; wir hoffen, die Reifezeit und die Wendepunkte werden uns Früchte bringen. Im Alltag, von der Schönheit der eigenen Sprache ergriffen, fühlen wir keine Bitterkeit, daß auf den Märkten der Welt unsere Gedanken, wegen des hohen Preises der Worte, nicht gefragt sind.

In der Sammlung ‚*Glaube – Hoffnung – Liebe*‘ (1981) hat Dedecius geistliche Gedichte von 35 zeitgenössischen Autoren (unter ihnen leider nur fünf Autorinnen) gesammelt. Wer vergleichbare Sammlungen deutscher geistlicher Lyrik – wie die beiden Taschenbuchausgaben ‚Rufe 1‘, ‚Rufe 2‘ – aufschlägt, notiert vorab zwei Sprechrichtungen: bekenntnishafte Gedichte der Seele und Verstexte

mit forciert gesellschaftskritischer Tendenz. Die frommen Gedichte stammen im allgemeinen von älteren, die gesellschaftskritischen von jüngeren Autoren. Als mittlere Möglichkeit taucht die Nachricht im Predigtton auf. Die polnische geistliche Lyrik erscheint mir freier, unbekümmert um Positionen wie „fromm, aber nicht aufgeklärt“, „aufgeklärt, aber nicht fromm“. Sie ist freilich nicht belastet von formalen Programmen zwischen „Lyrik konkret“, „Poplyrik“ und „Parlando-Ton“. Wer meditieren mag, meditiert. Wer beten mag, betet (sehr häufig). Wer Biblisches neu betrachten mag, betrachtet. Wer erzählen mag, erzählt. Wer sich selbst reflektiert oder kritisch anschauen möchte, schreibt ein „Selbstbildnis“. Wer die polnische Madonna verehrt (fast jeder), schreibt Mariengedichte. Wem nach Briefschreiben zumute ist, der schreibt ein Briefgedicht; wem nach einem Gespräch, der schreibt dialogische Verse. Die alten Worte scheinen noch zu gelten. Sie taugen für die Beschreibung eines persönlichen, sozialen, kirchlichen Wirklichkeitsfeldes. Allgegenwärtig erscheint in diesen Gedichten die Kirche. In den jüngeren deutschsprachigen Gedichten hingegen ist mit der Marien-thematik auch die Kirchenthematik selten geworden.

Als Lizenzausgabe des (katholischen) St.-Benno-Verlags in Leipzig hat der Grazer Styria-Verlag eine Gedichtauswahl des großen polnischen Priesterdichters Jan *Twardowski* (1916 in Warschau geboren) unter dem Titel *„Geheimnis des Lächelns“* veröffentlicht. Der von früh auf literarisch und naturkundlich ausgebildete Twardowski erwarb sich eine große Freiheit lyrischen Sprechens. Er bevorzugt eine parlando-nahe Langzeile. Seine Verse schauen konkret an, erzählen, beschreiben. Sie sind rational und gefühlvoll, streng und zärtlich, dialogisch und betend. Köstlich sein ‚Zu Hilfe‘-Ruf an die Wildkaninchen, Käfer, Kiebitze, an Schnecke und Eiche, an Feldstein, Salbei, Oboenton, den verjäherten polnischen Schnee „und ihr Heiligen des Herrn/die ihr unbeliebt seid und darum wahrhaftig:/ *Rettet mich vor Abstraktionen!*“ Dieser Autor glaubt nicht nur die Schöpfung, er sieht sie, er meditiert sie, er betet sie. Außerhalb unserer Hektik von Produktion und Konsum, frei von unseren überanstrengten Sorgen sieht er – ganz undarwinistisch – Gottes Schöpfungslächeln. Darf, wer lebendig glaubt, am (hierzulande beinahe vergessenen) „Geheimnis des Lächelns“ teilnehmen?

Dein Lächeln

Der *Du* geschaffen hast
das smaragdgrüne Heupferd mit den Augen an den Vorderbeinen
die rote Feldheuschrecke mit Schnurrbarthaaren auf dem Kopf
den Storch, der auf der Wiese Gymnasik betreibt
den Raben mit dem Kinnbart aus längeren Federn
den Schafbock, der nur den zweiten Buchstaben des Alphabetes kennt
den Kolibri, der rückwärts fliegt
den Elefanten, der sich zu sterben schämt – vielleicht weil er so groß ist
den Esel – so lieb, daß er schon wieder dumm ist
den Blauspecht, der mit dem Schwanz nach oben läuft

– übrigens alle, die nicht wissen: warum, aber wissen: wie –
 die kantigen Bucheckern, die in nur vier Teile aufplatzen
 den Engel auf der fehlenden Seite – ohne eigenes Begräbnis aus Mangel
 an Körper
 den Frosch, der wie ein aufgezogener Wecker kekkert
 welkende Immortellen – vorschriftsmäßig also und unwahr zugleich
 die diskrete Verzweiflung wie ein sanftes Gekrächze
 die kleine logische Formel über gähnendem Abgrund
 die unverschuldete Schuld
 das Hundejunge mit dem einen Schlappohr
 die Träne wie eine reduzierte Rechnung –

es scheint, als sei die Welt im Ernst noch nicht entstanden
 noch dauert dein unvollendetes Lächeln ...

Der bekannteste deutschsprachige Priesterdichter ist der in Heinsberg bei Aachen lebende Wilhelm *Willms* (geb. 1930). Er kommt freilich nicht so elementar aus dem poetischen Wort und dem poetischen Anschauen wie der von Kind auf literarische Pole. Willms' literarischer Antrieb war die Frage nach der Verkündigung katechetisch bekannter Inhalte in einer heute faßbaren und verständlichen Sprache.

Aus seinen Versmeditationen und Liedern für die Gemeinde hat Wilhelm Willms unter dem Titel *„Lichtbrechung“* eine Reihe lyrischer Texte ausgewählt. Während seine poetischen Bibelerzählungen sprachlich weit ausschweifen, geht Willms im Gedicht bis zur Einwort-Zeile zurück. Er will Wort wörtlich nehmen. Er gibt Redensarten eine überraschende dialektische Wendung. „Wird es so kommen/daß wir gehen müssen“? fragt sein Gedicht *„Zukunft“*. Er liebt die Pointe. Aus seinen Versen leuchtet ein köstlich katholisch-rheinischer Humor, der sich hintergründig aus dem Evangelium speist.

Ein *„telefongespräch“* beginnt:

wo treffen wir uns
 fragte ich meinen
 freund
 er antwortete

im evangelium
 sonst
 verfehlen wir
 uns.

Willms' erster Textband – vor zehn Jahren – war unter dem signifikativen Titel *„Der geerdete Himmel“* erschienen. Eine geradezu franziskanische Liebe zu Gottes und der Menschen Erde spricht aus zahlreichen Gedichten. Manche Texte haben einen litaneihaf-meditativen Charakter. Der Anfang des Gebets „Bäume“ lautet:

ihr heiligen
aufrechten
bäume
des waldes
die ihr
aus dem abgründigen
monochromen
blau
neues
geheimnis
erdet

ihr
heiligen
aufrechten
bäume
des waldes
schweigt

schweigt
und übergebt
das geheimnis
flüsternd
den scheuesten
tieren
des waldes

In den 60er Jahren schien es, als hätte es den Geistlichen, den Mönchen, den Pfarrern die Sprache verschlagen. In den letzten Jahren sind zahlreiche Geistliche mit religiösen Verstexten hervorgetreten. Ähnlich wie Wilhelm Willms im rheinischen Raum schreibt der 1942 geborene Steyermärker Priester Martin Gutl ganz *aus pastoralem Antrieb*. Bekannt wurde Gutl durch seine Textbände *„Der tanzende Hiob“* (1975) und *„Loblied vor der Klagemauer“* (1978). Ich denke, es war die brüderliche Solidarität, der belehrende Glaube, der tröstende Sinn, die Ermutigung, was seine Leser ansprach und zu wiederholten Neuauflagen seiner Bände geführt hat. Vorrang vor der Spracharbeit gewinnt in den meisten Versbetrachtungen die erbauliche Absicht. Die Übernahme sprachlicher Fertigteile aus der Tradition erleichtert den einen das Versverständnis und das Gefühl der Gemeinschaft. Anderen Lesern, die strengere sprachlich wahrnehmende und gestaltende Arbeit verlangen, erschwert es den Zugang. Ohne Frage will Martin Gutl seinen eigenen Glauben sprachlich mitteilen. Im neuen Versband *„Ich begann zu suchen“* widmet er seinen Lesern diesen Impuls im Gedicht.

An meine Leser

Ihr sucht einen Halt.

Ihr möchtet frei bleiben.

Euch sind alle Welt-
und Menschenbilder zerbrochen.
Ihr vertraut auf Gott.
Ihr ringt mit der Kirche.
Ihr glaubt an eine Gemeinschaft
aller Suchenden.
Ihr strebt nach geistiger Weite.

Ich bin mit euch unterwegs.

Gutl will *Gebrauchsdichtung* schreiben. Er sucht nicht poetische Originalität. Er appelliert. Er teilt Glaubenserfahrungen und Glaubenswissen mit. Es geht ihm nicht um Poesie als solche. Er benutzt den poetischen Vers zu persönlichem Bekenntnis und pastoralem Dienst. Als innersten Antrieb und Lebensgrund läßt auch Gutl das Bewußtsein der Gegenwart Gottes erkennen. Seine Aussage geschieht ganz einfach, im überlieferten Sprachmaterial, ungebrochen direkt.

Du bist bei mir

Du bist bei mir.
Du hörst mir zu.
Du nimmst mir die Angst.
Du schenkst mir Vertrauen.
Was ich auch tue,
du zeigst mir Verständnis.
Schrei ich auch oft:
,Du liebst mich nicht mehr!‘,
du bleibst mir doch treu.

Ob ich bete oder grüble,
ob ich klage oder lobe,
bitte oder danke,
du bleibst bei mir,
mir näher
als mein Herz mir sein kann.

Den *poetisch-meditativen Antrieb* spürt der Leser aus den Gedichten des Maria Laacher Benediktinermönchs Drutmar *Cremer*. Wenn Martin Gutl manchmal forsch zugreift, so erzählt, singt, meditiert Drutmar Cremer leise die Bilder seiner Seele. Sie entspringen betrachtendem Schweigen. Meditation und gelegentliche Reisen, das Chorgebet am Morgen und am Abend nehmen ästhetische Gestalt an. Glaube und Existenz verbinden sich bei ihm ästhetisch: als Wahrnehmung, als Formprozeß, als Ausdruck. Geformt bietet der Mönch seinem Schöpfer das Schweigen als Hören an. Geformt tritt aus dem Schweigen das Sprechen. Das Ästhetische verbindet sich mit dem Liturgischen. Die eigene Existenz wird zur

Liturgie geformt. Liturgisch und poetisch schafft sich der Mönch seinem Schöpfer nach. Drutmar Cremers *„Abendpsalm“*:

Leg mir ein
Wort
ich bitte dich
am Felsrand meines Herzens
nieder

Beflügle
meine Schatten
abendrot

Laß
Stille
tiefer stürzen in die
Atemgründe und
Wetterleuchten
dein Erbarmen
sehen

Weltlicher, detailträchtig, Streitbar, denuntiatorisch und argumentativ geht es in den Versen des Pyrmonter Pfarrers Detlev Block zu. In *„Kleine Anfrage an den Pächter“* hat er eine Auswahl alter und neuer Gedichte zusammengestellt. Die „Kaffeepause“, die „Herrenabteilung“, die „datierbare Niederlage“, der störende Besuch, die eigene Sprache haben darin kritisch Platz. *„Verräterische Sprache“* notiert ein Versaphorismus:

Unser Pfarrer.
Meine Gemeinde.
Das Übel beginnt
mit dem
besitzanzeigenden Fürwort.

Detlev Block arbeitet als Pfarrer nicht nur mit der Sprache. Er läßt sie als Autor zu sich kommen. Er zeigt sie kritisch vor. Er weiß, daß man Sprache als Sprache hören, lernen, lieben muß, daß Sprache selbst ein Gewand, eine Seele, daß sie Kopf und Fuß und viele Arme und noch mehr Haare hat. Auf der Frankfurter Buchmesse, dem Fest der gedruckten Wörter, erinnert er sich an Jesus von Nazareth, der keines seiner Worte gedruckt, geschrieben, propagiert, vermarktet sah.

Beim Besuch der Buchmesse

Er hat
kein Buch geschrieben,
keine einzige Zeile
hinterlassen.

In den heiligen Schriften
ist es schwer
seine ipsissima vox
zu entdecken.

Er ging auf
im gelebten Wort
und gab sich dran
bis zur Unkenntlichkeit

Wir,
auf Namen und Titel versessen,
gehen unter
in a lot of paper.

Auch Michael Zielonka, der zur Zeit als Studentenpfarrer in Paris lebt, treibt in seinen *„Unkonventionellen Meditationen“* poetische Spracharbeit. „Die Welt, die uns in Frage stellt“, brennt ihm auf der christlichen Haut. Er weiß, daß man nicht einfach Bibelsätze wiederholen, sondern mit der Bibel weiterfragen, weiterdichten muß. Zielonka beginnt eine kritische Vergleichsrede:

Es gab einmal Ekstase in der Kirche.
Die ist in die Diskotheken abgewandert.

Es gab einmal Andacht in der Kirche.
Die entwich in die Feinschmeckerlokale.

Es gab einmal Begeisterung in der Kirche.
Die ist auf die Sportplätze abgewandert ...

Zielonka scheut nicht Polemik, Karikatur, Glosse im Gedicht. Er teilt „Hiebe für Atheisten und ... Christen“ aus. Er sucht die rhetorische Auseinandersetzung im Vers. Man spürt bei ihm die Anfragen einer studentischen Generation. Vielleicht erwartet er manchmal zuviel von der Aufklärungsarbeit im Vers.

Verweisen wir abschließend noch auf einen Autor, der seit mehr als drei Jahrzehnten als Christ Kurzgeschichten und Lyrik von Rang schreibt: Josef Reding aus Dortmund. Reding hat sich von Anfang an mit den Übersehenen, Ausgestoßenen, Zukurzgekommenen, mit den Vertriebenen, den unterdrückten, beschädigten Menschen solidarisiert, und zwar nicht nur im Wort. Seine „Asphaltgebete“, Lieder, Bänkelgesänge, Kanzonen, Brockstiepelschen Reden sind unter dem Titel *„Nennt sie beim Namen“* als Herder-Taschenbuch erschienen. Reding war als einziger Schriftsteller Mitglied der Würzburger Synode. Als Bänkel-sänger fragt er bei der ehrwürdigen Synode an, ob denn „unser herre christ“ nur für Villenbewohner, Herrenfahrer, flotte Redner, Wertpapiersammler, leitende Leiter, Präsidenten gekommen sei. Reding schreibt als Basis-Christ.

Eine beträchtliche Anzahl christlicher Autorinnen und Autoren treiben Versarbeit. Sie schreiben in Absicht und sprachlichem Ton, in ihrem Antrieb und Ausdrucksvermögen, in ihren bekennden, feiernden, pastoralen, selbst- und zeitkritischen Ausdrucksformen sehr verschieden. Bei allen geht es um Bewältigung der Gegenwart, um das Bewußtsein Seiner Schöpfung, um die Fähigkeit zu brüderlichem, schwesterlichem Leben aus dem Glauben an den menschengewordenen Gott.

Paul Konrad Kurz, Gauting

Literaturangaben:

Menz, Maria: Gedichte. Gesamtausgabe in 3 Bänden; Bd. 1: Gott – Schale – Schwelle (XVI/391 S.); Bd. 2: Mensch – Welt – Natur (X/160 S.); Bd. 3: Oberländische Vers (VIII/160 S.). Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag 1981. Ln., zus. DM 58,-.

Peikert-Flaspöhler, Christa: Füße hast du und Flügel. Limburg, Lahn-Verlag 1982. 148 S., kart., DM 16,80.

Twardowski, Jan: Geheimnis des Lächelns. Graz/Wien/Köln, Styria 1982. 109 S., Ln., DM 17,80.

Glaube – Hoffnung – Liebe. Geistliche Lyrik aus Polen nach 1945. Mit einem Vorw. von Karol Wojtyła u. einem Essay von Jan Twardowski, hrsg. und übertr. von Karl Dedecius. Düsseldorf, Patmos 1981. 98 S., Ln., DM 16,80.

Rufe. Religiöse Lyrik der Gegenwart 1/2. Hrsg. von Erhard Domay, Johannes Jourdan, Horst Nitschke. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus G. Mohn; Bd. 1: 1979. 95 S., kart., DM 7,80; Bd. 2: 1981. 80 S., kart., DM 9,80. *Das Wort ins Gebet nehmen.* Eine Lyrik-Antologie. Hrsg. von Elisabeth Antkowiak. Graz/Wien/Köln, Styria 1981. 214 S., Paperb., DM 24,80 DM. *Plädoyer für den Hymnus.* Ein Anstoß und 224 Beispiele. Hrsg. von Gerd Heinz-Mohr. Kassel, Johannes Stauda Verlag 1981. XXIV/316 S., kart., DM 32,-.

Willms, Wilhelm: Lichtbrechung. Geistliche Lyrik. Kevelaer, Butzon & Bercker 1982. 199 S., Paperb., DM 24,-. *Willms, Wilhelm:* Mit Gott im Spiel. Sprachspuren des Kirchenjahres. Kevelaer, Butzon & Bercker 1982. 236 S., Paperb., DM 29,50.

Gutl, Martin: Ich begann zu suchen. Texte der Hoffnung. Graz/Wien/Köln, Styria 1982. 128 S., kart., 16,80 DM. *Gutl, Martin:* Was mir Kraft gibt. Die Hauptgebete und Grundwahrheiten der Christenheit. Graz/Wien/Köln, Styria 1983. 127 S., kart., DM 9,-. *Gutl, Martin:* Nachdenken mit Martin Gutl. Texte, Meditationen, Gebete. Graz/Wien/Köln, Styria 1983. 271 S., geb., DM 39,80.

Cremer, Drutmar: Denn Sterne wollen stets geboren sein. Gedichte und Gebete. Mit Holzschnitten von Roberts Wyss. Limburg, Lahn-Verlag 1982. 111 S., geb., DM 16,80. *Cremer, Drutmar:* Friede sei mit euch. Der leidende Mensch unserer Zeit und sein Weg im Glauben. Berlin, Morus-Verlag 1982. 70 S., Ln., DM 16,80. *Cremer Drutmar:* Freude und Staunen erfüllte sie. Gedanken und Gedichte zu den Plastiken von Toni Zanz in der Heilig-Geist-Kirche zu Aachen. Begleitendes Wort von Bischof Klaus Hemmerle. Limburg, Lahn-Verlag 1983. 72 S., Ln., DM 18,-.

Bleck, Detlev: Kleine Anfrage an den Pächter. Gedichte – Auswahl aus Neuem und Bisherigem. Freiburg/Heidelberg, F. H. Kerle 1983. 80 S., kart., DM 15,80.

Zielonka, Michael: Unkonventionelle Meditationen. Graz/Wien/Köln, Styria 1982. 135 S., kart., DM 16,80.

Reding, Josef: Nennt sie beim Namen. Asphaltgebete. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1982. 125 S., kart., DM 6,90. *Reding, Josef:* Menschen im Müll. Zwischen Aussätzigen und Favelados. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1983. 159 S., kart., DM 7,90. *Reding, Josef:* Frientstage sind gezählt. Neue Kurzgeschichten. Freiburg/Basel/Wien, Herder 1983. 124 S., kart., DM 6,90.